



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Carlowitz-Hartitzsch, Ric von: Verdeutschungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Verdeutschungen

Von Ric von Carlowitz-Hartigsch



Der erbitterte Kampf ums Dasein, den unser deutsches Vaterland gegenwärtig durchfährt, hat überall die Erkenntnis geweckt, daß es nicht nur um das politische Deutschland geht, sondern im letzten und tiefsten Grunde um deutsches Wesen überhaupt, an dem nach Wagners herrlichem Wort die Welt genesen soll. Darum hat dieser Krieg auch so gewaltig umwühlende seelische Wirkung, die in schlechthin allen Volksschichten zur Vertiefung und leider oft erst zum Bewußtsein des Deutschtums geführt hat. Nicht zuletzt in der Sprache, die ja Grund- und Eckpfeiler völkischen Wesens ist. Berufene und unberufene Kräfte sind eifrig am Werk, hier die fremden Eindringlinge auszumerzen und mit eigenen Vorschlägen zu ersetzen. Wir brauchen an unserer grundsätzlichen Stellungnahme zur Sprachreinigung*) nichts zu ändern, derzufolge wir alle Verdeutschungen für Begriffe des praktischen Lebens, also eben für volkstümliche Worte von breiter Geltung freudig begrüßen. Das Volk braucht sie, das Volk soll sie deshalb verstehen und möglichst auch schaffen. Gerade darum ist hier die Laienmitarbeit von unschätzbarem Werte, die endlich heute in einmütiger Bereitwilligkeit eingesezt hat und dieser Sprachbewegung hoffentlich größere Fruchtbarkeit gewährt, als ihren mehr oder weniger zünftigen Vorgängerinnen beschieden war.

Daraus ergibt sich auch die erste und, man kann sagen, einzige Forderung, die von vornherein an jede Verdeutschung gestellt werden muß: sie soll das Zeug dazu haben, volkstümlich zu werden. Aber weil man das einem Wort eben nicht von vornherein ansehen, sondern nur von hinterher feststellen kann, ist diese einzige Forderung zugleich die schwerste. Wenn man also nicht die guten Eigenschaften benennen kann, die seine Volkstümlichkeit herbeiführen, so können wir doch vielleicht die schlechten finden, die sie verhindern. Und damit wäre schon etwas gewonnen. Ohne im geringsten diese schwarze Liste erschöpfen zu wollen, möchten wir heute auf ein solches Hindernis aufmerksam machen, das uns als das hauptsächlichste erscheint: die Länge der Verdeutschungen oder vielmehr, da sie bloß der äußere Ausdruck einer erinnern Ursache ist — die umständliche Genauigkeit der Begriffsbestimmung. Jeder sucht seinen Vorschlag

*) Vergleiche „Das schlechte Fremdwort“, Grenzboten 1918 Nr. 2.

geradezu dadurch zu empfehlen, daß er eindeutig den vorliegenden engbegrenzten Begriff, womöglich gar genau das Fremdwort dafür wiedergibt, dessen buchstäblichen Sinn man nicht selten mit diesem Begriff verwechselt. Auf diese Weise gelangt man dann bereits für das Grundwort zu einer Wortzusammensetzung, die in den notwendigen Ableitungen zu jenen Wortwürmern „gestreckt“ wird, bei denen man nicht mehr weiß, was Kopf und Beine sind. Abgesehen davon läuft aber diese Genauigkeit der Wortabgrenzung der volkstümlichen Sprachbildung überhaupt zuwider. Sie arbeitet mit Logik, das Volk mit Phantasie, das heißt sie unterscheidet begrifflich, wo das Volk zum Bild zusammenfaßt. Das Volk will bei seinen Worten nicht mit einer Vielheit belehrt, sondern mit einer Einheit — sagen wir ruhig: — künstlerisch unterhalten sein. Für eine volkstümliche Verdeutschung muß also der Begriff zur künstlerischen Impression, zum Gesamteindruck verdichtet werden, aus dem man das hervorstechendste Merkmal, die psychologische Dominante dieses Eindrucks, als Symbol für die ganze Vorstellung herausgreift, das den Namen hergibt. Gewiß läßt das Zweideutigkeiten zu, weil dieses eine Merkmal sehr wohl auch anderen Begriffen mehr oder weniger deutlich zukommen kann. Aber gerade über dieses Mehr-oder-weniger entscheidet allein die Gewohnheit. Wenn sie das herausgestellte Merkmal „deutlich“, das heißt symbolisch deutbar, und zwar kraft psychologischer Gedankenverbindung zwangsläufig deutbar findet, so wird dem Deutlichen das Eindeutige unbedenklich geopfert. Die Macht der Gewohnheit ist, wo psychische Faktoren im Spiele sind, nicht hoch genug zu veranschlagen. Wenn sie erst das kurze und kühne Wort in diese neue Richtung gedrängt hat, steht es hier viel fester als ein ängstlich korrektes Wortungeheuer, das von vornherein „den Tod auf der Zunge hat“, wie ein hübscher Ausdruck hierzulande lautet. Und die Gewohnheit hängt sich, gewissermaßen selbsttätig, an jede mögliche Verkürzung, schon weil sie ihrerseits wieder für neue Zusammensetzungen Raum gibt. So ist zum Beispiel aus dem Velociped erst ein Fahrrad oder Zweirad und jetzt einfach ein Rad geworden. Kein Mensch sagt: „Borge mir dein Zweirad!“ sondern: „dein Rad.“ Und fühlt sich durchaus nicht beirrt, daß es noch unzählige andere Räder gibt, mit denen ihm durchaus nicht gedient ist. Und wie bequem ist das für Zusammensetzungen: radfahren, Radpartie, Damenrad usw. Aus demselben Grunde sehen wir auch den amtlich geschobenen „Kraftwagen“ stecken bleiben. Wo nicht die Verkürzung „Auto“ beibehalten wird, die nicht nur dem barbarischen latein-griechischen Bastard Automobil entstammt, sondern in ihrer Prokrustesform sogar widerdeutsch*) ist, wird einfach Wagen gesagt: „Welchen Wagen fahren Sie?“ Ja, man sagt sogar seelenruhig: „Mein Wagen hat vierzig Pferde!“ obgleich hier die Versuchung zum Mißverständnis verdoppelt ist. Gleichwohl

*) Man überlasse den Zoo, Pneu, Aero usw. den „Kulturvölkern“ Frankreich und England. Auch für die Buchstabenpielereien bei Firmen (Sapag usw.), Waren (Effe-Corsetts usw.) oder bei Ausstellungen (Bugra, Sla usw.) sollte bei uns keine Einfuhr sein.

ist diese Verkürzung auf den Gattungsbegriff nur Notbehelf und auf Fälle beschränkt, wo aus dem Zusammenhang des Satzes oder des ganzen Gesprächs der unterlegte Artbegriff „deutlich“ durchleuchtet. Besser ist natürlich ein Wort, das gerade das Besondere des Falles betont und dafür die Gattung als etwas Selbstverständliches außer acht läßt, sowie auch der Landauer nicht mehr nötig hat, sich als Landauer Wagen vorzustellen. Solches besondere Merkmal des Automobils ist zweifellos die Geschwindigkeit. Es sollte darum „Läufer“ heißen. Darin liegt zugleich das Selbsttätige, Spielend-Leichte des Fortkommens angedeutet, da „laufen“ gerade von Maschinen gesagt wird. Dieses einfache Wort läßt sich dabei zu Zusammensetzungen ungezwungen ausbauen, so daß der Chauffeur, der dem dreiteiligen Kraftwagenführer nicht Platz machen wollte, vielleicht endlich vom „Laufsenker“ bezwungen wird (Lauffahrer oder -führer ist durch die zwei aufeinanderstoßenden „f“ zu hart). Wenn davon mit der Zeit nur noch der Lenker übrig bleibt, um so besser. Die Autogarage würde zum „Läuferschuppen“ (analog Wagenschuppen, Läuferverschleiß ist gesucht, -halle hotelmäßig aufgedonnert). Wir könnten „Läuferrennen“ abhalten, „Läuferstraßen“ bauen, und mit „Wanderläufern“ (Tourenautos), „Stadtläufern“ (geschlossene Wagen), „Lastläufern“ oder „Rennläufern“ (Sportautos), mit „Benzin- oder Kurzläufern“ (elektrische Autos von ihrer gedrungeneren Form) nach Herzenslust „laufen“. Man stoße sich nicht daran, daß Läufer, abgesehen vom Marathonläufer, schon im Schach, auf der Treppe — und im Schweinestall zu finden sind. Tut es vielleicht den Kreuzern Abbruch, daß sie noch kleine Namensvettern in österreichischen Geldtaschen oder neuerdings gar Wettbewerber in der Luft haben?

Ein weiteres Beispiel. Da las ich eine lange und furchtbar gewissenhafte Abhandlung über die Verdeutschung von Invalid, mit dem sich zu beschäftigen gerade jetzt so traurige Veranlassung ist. Mit Recht lehnte der Verfasser den Vorschlag „Kriegskrüppel“ als roh und Kriegsverfehrter als zu „gelehrt“ und unschön (vier helle Vokale) ab. Es ist ausgeschlossen, daß sich solche Worte durchsetzen. Wenn er dafür „Kriegskrankler“ vorschlägt, so ist das schon eine erhebliche Verbesserung, aber, ich möchte sagen, halbe Arbeit, weil doppelte Arbeit. Der unselige Genauigkeitsteufel hat es nicht gelitten, daß der bloße Tatbestand ohne die polizeiaktenmäßige Angabe seines Wieso, Warum und Woher bleibt. Statt einer knappen Marke gibt das Wort eine zwar gedrängte, aber vollständige Lebensgeschichte. Dieses Ziel aufs innigste zu wünschen, an das sich unsere Sprachverbesserer — um ein bekanntes Wort zu variieren — mit ebensoviel Furcht als Vaterlandsliebe klammern, trägt in die Wortbildung ein ganz falsches, fremdes Motiv. Als wenn die Sprache zur Denkersparnis da wäre! Sie verlangt im Gegenteil schöpferische Mitarbeit. Wo sie deshalb nicht neuprägt, was streng genommen nur noch in onomatopoetischen Erfindungen geschieht, wirkt sie sich in Umprägung aus, indem sie aus dem Schatz der vorhandenen Wortstämme, der schlechterdings für alle etwas Passendes hat wie die Kriegsgarnitur auf Kammer, den bestfzihenden herausgreift und ihm

selbstherrlich die neue Bedeutung aufstempelt, vorausgesetzt, daß sie jung genug ist, Sprachwillen zu haben und ihn durchzusetzen. Sind wir wirklich schon so greisenhaft, daß uns die geistige Biegsamkeit dafür fehlt, den Sprung vom Alten zum Neuen zu wagen, der allerdings bei solchen Umprägungen erfordert wird? Muß immer alles in Buchstaben gerinnen, was in dem flüssigen Begriff gebunden liegt, und darf es den armen Hirnchen garnicht zugemutet werden, sich auch da, wo Worte fehlen, etwas denken zu müssen, das heißt gewohnheitsmäßig den einen Begriff im andern mitschwingen zu lassen, ohne daß er eine schwarz-auf-weiße Gedächtnishilfe hat? Auf unseren Kriegsfranken zurückzukommen, so ist hier entweder der Krieg oder der Kranke vom Übel. Der Krieg als Merkmal ist nicht „deutlich“ genug, da glücklicherweise mehr „Krieger“ heil als invalid zurückkehren. Auch ist das altertümliche Wort, das sozusagen in die poetische Borratskammer gestellt wurde, bereits in wenig glücklicher Weise von den „Kriegervereinen“ aufgegriffen worden. Bleibt also der Kranke, der entschieden im Begriff invalid den Hauptton trägt. Kranker selbst ist als Gattungsbegriff wieder ganz farblos. Aber wir haben dafür ebenso gewissermaßen in poetischen Ruhestand versetzt ein anderes Wort auf Kammer: „Der Sieche.“ Hier sehe ich jedoch schon wieder die philologischen Gemüter ihr zartes Gewissen damit beunruhigen, daß umgekehrt krank ursprünglich nach dem kriegerischen Sinn unserer Vorfahren mit Selbstverständlichkeit den Wundcharakter einschloß, wie unsere schöne Jägersprache noch das „kranke“ (angeshossene) Reh bewahrt hat, während gerade siech die allgemeine Bezeichnung für alle Krankheiten im Zivilverhältnis war („Siechenhaus“ ist der Vorgänger unserer Krankenhäuser). Da spiele ich nun den letzten Trumpf aus: „der Wunde.“ Es enthält bei gutem Willen alles, was man will: die kriegerische Veranlassung, die verminderte Gesundheit und ein stillschweigendes Gut-ab! Denn für uns sind Wunden Ehrenmale. Und über diesen Wertsinne hinweg, der in jedem deutschen Herzen unwiderstehlich mitklingt, kann man das Wort auch unbedenklich auf solche Kriegsranke übertragen, die ohne „verwundet“ zu sein durch den Krieg an der Gesundheit Schaden litten, wie Geistesranke, Rheumatiker usw. Die Ehre, ihren gesunden Leib dem Vaterland geopfert zu haben, gehört ihnen allen. Dabei läßt „Wunde“ in der Stammform wund schöne und kräftige Zusammensetzungen zu: „Wundgeld“ (Invalidenrente), „Wundendant“, „Ganzwunde“, „Wundenheim“ usw.

Von diesem Grundsatz des einfachsten aber stärksten Leitmotivs aus können wir auch hoffen, ein Wort wie Interesse zu erschüttern, das uns immer wieder als unübersetzbar entgegengehalten wird. Freilich wenn man es übersetzen will, kommen wir höchstens auf Teilnahme, teilnehmen, wobei uns bereits der Atem für die Form „interessant“ ausgeht. Außerdem hat Teilnahme immer einen bedauerlichen Klang und für manche Fälle zu wenig kühle Berechnung. Wenn ich einem Kaufmann sagen will: ich interessiere mich für Ihre Artikel und bitte um Katalog, und würde schreiben: „Ich nehme an ihren Waren teil und

bitte um Verzeichnis," so würde er sich schönstens bedanken. Wir müssen uns vielmehr noch einmal das Besondere des Falles, der mit Interesse bezeichnet wird, lebhaft vergegenwärtigen. Es ist zunächst ein geistiger Zustand: ich habe Interesse, keine Tätigkeit: ich nehme teil. Und zwar ein Zustand, in dem unsere Aufmerksamkeit mit mehr oder weniger ausgesprochenem Besitzwillen auf einen Gegenstand gerichtet ist, ohne daß dieser Wille schon irgendwie sich entschieden hätte, also ein Zustand der Erwartung vor der Tat oder mit einem Wort: der latenten Energie. Und dafür haben wir das bildkräftige Wort: „Spannung.“ Wie eine gespannte Feder eine unsichtbare, unterdrückte Kraft birgt, die sich jederzeit in Arbeit umsetzen kann, so hat ein interessierter Mensch seine geistige Energie auf einen bestimmten Punkt gespannt mit mehr oder weniger klarem Bewußtsein vollkommener Freiheit, ob und wann er diesem Druck nachgibt. Und der inneren Blickrichtung als dem zweiten Merkmal des Interesses trägt Spannung insofern ungezwungen Rechnung, als wir auf etwas spannen wie der Schütze den Bogen auf das Ziel. Setzen wir in allen erdenklichen Fällen „Spannung“ für Interesse, „spannend“ für interessant, „spannen auf“ für sich interessieren, „gespannt an“ für interessiert an, so werden wir überrascht sein, wie vollkommen der Sinn getroffen ist. Einige Beispiele: „Ihre Arbeit habe ich mit lebhafter Spannung gelesen“ oder „hat mich lebhaft gespannt.“ „Ich bitte um Muster Ihrer Neuheit, auf die ich spanne.“ „Sie spannt auf ihn.“ „Ein spannender Mensch.“ „Er hat für nichts Spannung.“ „Er ist an dieses Unternehmen mit 10000 Mark gespannt.“ Wo es nicht paßt, wie zum Beispiel „spannende Felsbildung,“ werden wir bei näherem Zusehen finden, daß auch interessant schief angewendet war. Wir helfen uns gerade dann leicht anders: reizvolle, kühne, auffallende, merkwürdige, seltene, bedeutsame Felsbildung.

Wenn wir unsere drei Beispiele „Läufer“, „Wunder“ und „Spannung“, so bunt zusammengewürfelt sie sind, vergleichen, so haben sie das Gemeinsame, daß sie alle nicht nur denkbar einfach sind, sondern eben trotz dieser strengen Einfachheit einen ganzen und reich gefalteten Sonderbegriff decken dadurch, daß ihre Bedeutung auf ein sinnlich anschauliches Element zurückgeht. Auch für Abstrakta wie Interesse ist, wie man sieht, dieser Rückgang vergleichsweise immer möglich. Und das ein solches einfaches Bild durch Gewohnheit mit einem ganzen Vorstellungskreis von mitzudenkenden Begriffen verschwifert werden kann, ist eine psychologische Erfahrung, auf die der Sprachbildner mit Sicherheit rechnen kann — und rechnen muß. In dieser Zeit der fieberhaften Worterfindung scheint es notwendig, diese psychologische Voraussetzung und durchgängig psychologische Bedingtheit alles Sprachlichen in Erinnerung zu bringen. Und wenn unsere Beispiele zur Veranschaulichung dieses Grundgedankens beigetragen haben, ist ihr Zweck erfüllt. Als Vorschläge wollen sie gern verschwinden, wenn bessere gefunden sind.